

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 255.

Montag, 18. September

1933.

Lutz sucht Braut für seinen Vater!

Roman von HANS HEUER

19. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Jetzt hören Sie . . .“
„Moment! Wenn jemand Git Stüwe Ihrem Vater vor der Nase wegschnappt, ist er doch glatt aufgeschmissen und muß sich — wenn er durchaus heiraten will — notwendigerweise mit einer anderen begnügen!“
„Wenn Sie keine besseren Ratschläge haben, Herr Torsten . . .“

„Vorläufig leider nicht. Sie werden verstehen, wenn man verliebt ist . . .“
„. . . dann soll man sich nicht mit den Sorgen und Nöten anderer Liebespaare beschäftigen!“

„Aber da Sie nun einmal dafür prädestiniert zu sein scheinen, Bräute zu suchen, Herr Eggebrecht, wäre ich Ihnen außerordentlich verbunden, wenn Sie . . .“
„Ne, mein Lieber, Ihre Braut suchen Sie sich wohl am besten selbst!“

15.

So lange die Fahrt durch die Straßen Berlins ging, war Anton Eggebrechts Herz voll auf damit beschäftigt, den Anblick zu genießen, den das bildhübsche Mädel an seiner Seite mit dem süßen Gesicht und der gerten-schlanten Figur ihm bot. Ihre leichtgebräunten Hände führten das Steuer so leicht und sicher, daß seine anfänglichen Befürchtungen, eine so zarte Hand könne unmöglich ein solches Ungetüm von Auto bewältigen, allmählich verschwanden.

Als sie aber dann hinter dem hochaufragenden Funkturm in die Avus einbogen, in die Automobil-Verkehrs- und Übungsstraße, die nach zehn Kilometer langer schnurgerader Linie durch den Grunewald kurz vor dem Bahnhof Nikolassee ihr Ende findet, begann die Sache brenzlich zu werden.

Raum hatte sie die Einfahrt passiert, drehte Git Stüwe auf.

Der Geschwindigkeitsmesser kletterte — als habe ihn plötzlich der Drehwurm gepackt — von sechzig auf siebzig, von siebzig auf achtzig, auf neunzig, auf hundert.

Mit wachsendem Entsetzen bemerkte es Anton Eggebrecht.

War denn das Mädel wahnsinnig geworden?

Hundertundzehn, hundertundzwanzig . . .

Anton Eggebrechts spärliches Haar begann sich angesichts dieses sträflichen Leichtsinns zu sträuben und flatterten über der schreckhaft in Falten gezogenen Stirn wie der Federbusch eines Paradiesvogels. Seine Hände suchten verzweifelt nach einem Halt. Sein Gesicht wurde grau, grauer, am grauesten.

„Aber, Fräulein Brigitte“, stammelte er mit schreckensbleichen Lippen, „Sie . . . Sie fahren ja viel zu schnell!“ Sie lachte ihn an.

„I wo! Das sieht bloß so aus! Jetzt wirds erst gemüßlich!“

„Wenn etwas passiert!“ stotterte er in tausend Ängsten.

„Dann ist das hier nicht so schlimm. In spätestens zehn Minuten ist ein Sanitätswagen da!“

„Ich . . . ich . . .“ Anton Eggebrecht sah sich im Geiste schon völlig zerschmettert, in Uratomen zerstäubt links auf dem grünen Rasen liegen.

Er überlegte, ob es nicht besser sei, in Ohnmacht zu fallen, um wenigstens im Augenblick des Todessturzes nicht mit vollem Bewußtsein der Auflösung entgegenzusegeln, glücklicherweise aber hatten sie schon das Süden der Avus erreicht, und Git war gezwungen, abzuhalten. Also war die Ohnmacht überflüssig geworden.

Als sie aber am Schloß Wannsee ausstiegen, bebten ihm noch die Knie von dem ausgestandenen Schrecken. Und er beschloß bei sich, ihr das schnelle Fahren gründlich abzugewöhnen, wenn er erst mit ihr verheiratet war!

Dann raffte er sich auf und schritt stolz an ihrer Seite über die ziemlich gut besuchte Terrasse. Daß die Blicke verschiedener Männer nicht uninteressiert dem schönen Mädchen zu seiner Rechten folgten, erfüllte ihn mit Genugtuung. Er war ja schließlich derjenige, welcher . . .

Diesem wahrhaft erhebenden und beglückenden Gefühl hingegeben, konnte sich sein Herz ein paar Sekunden lang der Wirklichkeit entrückt in der Gewißheit künftiger Besitzfreuden und purzelte deshalb um so enttäuschter in die irdischen Tiefen zurück als plötzlich — besonders phantasiereiche Autoren sagen immer: wie aus dem Boden gewachsen — ein Mann vor ihnen auftauchte, der aus seiner übernormalen Höhe mit Maurice Chevalierschen Lächeln zu ihnen herab sah.

„Glück muß der Mensch haben!“ rief Lutz Eggebrecht im Tone ehrlichster Überraschung und schüttelte seinem Vater die Hand, als habe er ihn jahrelang nicht mehr gesehen.

„. . . dann trifft er selbst im brasilianischen Urwald ein Lebewesen, dem sein Herz zusliegt!“ sekundierte ihm Heinz Torsten, hinter der vorzüglichen Deckung von Luthens Rücken hervortretend. Und setzte das Händeschütteln so ausgiebig fort, daß Anton Eggebrecht ernstlich für sein Handgelenk zu fürchten begann.

Mit der gleichen gewinnenden Herzlichkeit begrüßte Lutz Git Stüwe, die sich sofort mit der veränderten Situation absand und so tat, als könne ihr gar nichts angenehmeres begegnen, als dies unverhoffte Zusammentreffen.

„Selbstverständlich nehmen die Herrschaften an unserem Tische Platz! Es sind gerade noch zwei Stühle frei!“ entschied Lutz. „Als ob wir geahnt hätten . . .“

Mit einer einladenden Geste trat er zur Seite.

Der Blick, mit dem Anton Eggebrecht seinen Sohn ansah, kam einer Mordandrohung gleich. Gerade auf diesen Nachmittag hatte er sich gefreut, hatte sich vorgenommen, Git Stüwe alle Vorzüge einer Ehe mit ihm in glänzendster Illuminierung zu enthüllen — und ausge-rechnet da kam ihm Lutz in die Quere!

„Meinen Vater kennen die Damen ja schon!“ hörte er Luthens Stimme und schaute auf. Und sah an dem Tische, den Luthens breiter Rücken bisher verdeckte, zwei Damen sitzen: Elise Marschner und Frau Lucie Elmenhorst! „Und hier . . .“ fuhr Lutz mit einem eigentümlich niederträchtigen Unterton fort: „ . . . meine Damen, gestatten Sie, daß ich Sie mit Fräulein Grit Stüwe, meiner zukünftigen Stiefmutter, bekannt mache! Diese Damen, liebe Stiefmama, in spe natürlich, hören auf die Namen Elmenhorst und Marschner!“

Grit Stüwe tat absolut nicht gekränkt, begrüßte die Damen mit einem harmlosen Lächeln und sagte genau so harmlos:

„Herr Eggebrecht junior läßt seiner Phantasie etwas die Zügel schiefen, meine Damen. Er bezeichnete mich eben als seine zukünftige Stiefmutter. Herr Eggebrecht senior wird Ihnen auf Wunsch bestätigen, daß irgend welche Vereinbarungen in dieser Beziehung noch nicht getroffen wurden, obwohl er mit mir einig ist darüber, daß diesem jungen Herrn hier . . .“ — sie deutete auf den baumlangen Lutz — „ . . . die feste Hand einer energischen Mama nichts schaden könnte!“

Mit diesem Scherz hatte Grit Stüwe sofort die Lacher auf ihrer Seite und sich selbst einen beachtenswerten Eintritt erzwungen. Anton Eggebrecht befand sich nahezu in einem Zustand der Unberechenbarkeit. Nicht nur, daß Lutz sich in geradezu unerhörter Weise dazwischendrangte, stellte er ihn auch noch bloß. Wenn der alte Herr also in dieser Minute seinen ungeratenen Sohn tatsächlich erwürgt hätte, wäre ihm in gerechter Würdigung der Umstände großmütig von jedem Richter der Welt der Paragraph 51 zugebilligt worden!

„Ich hätte nicht gedacht, daß wir uns so schnell wiedersehen, Herr Eggebrecht!“ redete ihn Lucie Elmenhorst noch obendrein an und hielt seine Hand fest. „Wie ist Ihnen unsere Spazierfahrt bekommen?“

Ein Mordversuch in diesem Falle wäre wahrscheinlich nicht durch den Paragraphen 51 gedeckt gewesen, aber mildernde Umstände hätten dem Angeklagten nicht versagt werden können!

Grit Stüwe warf dem alten Herrn einen höchst merkwürdigen Blick zu, unterzog dann Lucie Elmenhorst einer stummen, unauffälligen Musterung und wandte sich kurz an Heinz Torsten, der mit der sonnigen Miene eines stillen Genießers wieder neben Elise Marschner Platz genommen hatte.

„Ich denke, du trainierst für den Länderkampf Deutschland—Frankreich, Heinz?“

„Und wie! Aber wenn man von einem so guten Menschen, wie Lutz Eggebrecht, eingeladen wird . . . du mußt zugeben, es wäre ungezogen, das auszuschlagen!“ lächelte Heinz Torsten.

Das entsprach nicht ganz den Tatsachen. Es handelte sich vielmehr um eine abgekartete Geschichte, bei der sogar Amalie Burberg eine nicht untergeordnete Rolle spielte.

Am Abend des vergangenen Tages hatten sich die beiden Männer noch einmal getroffen. Nach eingehender Besprechung hatte Heinz Torsten den Vorschlag gemacht, Frau Lucie Elmenhorst herbeizuzitieren.

„Sie hat es doch abgelehnt, noch weiter für eine Ehe mit meinem alten Herrn zu kandidieren!“ hatte Lutz gemeint.

„Inkonsequenz ist einer der größten Vorzüge des Weibes!“ war von Heinz Torsten behauptet worden.

Und Lucie Elmenhorst war wirklich gekommen. Auch Elise Marschner war in den Bund aufgenommen worden. Auf wessen Veranlassung, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Heinz Torsten hatte eine furchtbar geharnischte Rede geredet, in der er betonte, daß es auch im Interesse der Frauen liege, gegen naturwidrige Ehebindnisse zu kämpfen und daß Frau Lucie Elmenhorst geradezu Verrat an den heiligsten Gütern der Menschheit übe, wenn sie sich wider ihr besseres Gefühl zurückziehe, ohne sich auf einen Kampf überhaupt eingelassen zu haben.

Unter viel Lachen und Heiterkeit hatte man regelrecht den „Verein zur Verhinderung einer Heirat zwischen Grit Stüwe und Anton Eggebrecht“ gegründet.

Jeder übernahm angeichts der aufgeschlagenen Eheparagraphen des BGB. die Verpflichtung, sich voll und ganz für die Ziele des „Vereins“ einzusetzen.

Elise Marschner hatte zwar schüchtern zu bemerken gewagt, sie wisse nicht, welche Rolle sie bei der ganzen Sache spielen solle — aber Heinz Torsten hatte mit einem erschütternden Hinweis auf den Opfermut der alten Germaninnen, die bekanntlich auch im Kampfgetümmel in der Nähe ihrer Männer blieben, jeden Einwand zum Schweigen gebracht, wobei besonders sein Hinweis, daß ihre bloße Anwesenheit genüge, den Mut gewisser Mittkämpfer zu stärken, mit einer von ihm hoffnungsfreudig festgestellten Veränderung ihrer Gesichtsfarbe aufgenommen worden.

Dann war Frau Lucie Elmenhorst gefragt worden, ob sie willens und bereit sei, den Privatier Anton Eggebrecht zu ehelichen, wenn der Feind besiegt und um Gnade winselnd im Staube liege, worauf sie eine außerordentlich diplomatische Antwort gab, die man nach Gutdünken auslegen konnte.

Jedenfalls zog sich das Netz um den armen verliebten Anton Eggebrecht bedenklich zusammen, und wenn nun noch verraten wird, daß Amalie Burberg als „nichteingeschriebenes Mitglied“ herangezogen wurde, dann bedarf es keiner langatmigen Definition, um einzusehen, daß Anton Eggebrecht rings von „Feinden“ umgeben war!

Da die Burberg hier endlich Gelegenheit fand, die 3789 Beleidigungen, die ihr im Laufe der Jahre durch Anton Eggebrecht zugefügt wurden, zu rächen, erklärte sie sich bereit, den Mann, der gewissenlos genug war, sich in ein junges ahnungsloses Mädchen zu verlieben, zu bewachen, wie nur Amalie Burberg jemand bewachen kann! Auf diese Weise erfuhr Lutz, daß sein Vater sich mit Grit Stüwe telephonisch zu einer Autofahrt nach Schloß Wannsee für diesen Nachmittag verabredet hatte.

Und hier auf der Terrasse des Schlosses Wannsee verlebte Anton Eggebrecht eine Stunde, in der er alle Sünden seines siebenundfünfzigjährigen Erdenwallens abbüßte. Bevor er sich noch setzen konnte, hatte Lutz bereits einen Stuhl neben Grit Stüwe geschoben und sich darauf niedergelassen. Und da nur noch der Stuhl neben Lucie Elmenhorst frei war, blieb Anton Eggebrecht nichts weiter übrig, er mußte sich wohl oder übel damit begnügen.

Und direkt vor seinen Augen spielte sich nun etwas ab, das ihm in geradezu vorbildlicher Weise demonstrierte, wie man es zu machen hatte, wenn man ein junges Mädchen erobern wollte. Lutz, den er bisher für einen anständigen jüngeren Mann hielt, bemühte sich um Grit Stüwe mit bezwingender Liebenswürdigkeit, erzählte ihr tolle Stücke aus dem Leben eines Architekten, bombardierte sie mit Blicken, die jeden Eisblock hätten zum Schmelzen bringen müssen — und rechts davon sah noch ein Paar, das ebenfalls Jugend zu Jugend Ausflüge ins Land der Liebe improvisierte.

Lucie Elmenhorst hatte angeichts des in Anton Eggebrecht bohrenden Zorns einen schweren Stand. Sie erzählte ihm irgend etwas, und er litt Tantalusqualen der Eifersucht und hätte seinen großen Sohn am liebsten — wenn das nur möglich gewesen wäre! — übers Anie gelegt und nach allen Regeln der Kunst verdroschen!

Eine Stunde blieb man so im traulichen Kreise beisammen.

Und als man sich dann endlich erhob und Anton Eggebrecht sich entschlossen wieder Grit Stüwes bemächtigen wollte, hatte dieses „aufdringliche Frauenzimmer“, diese Frau Elmenhorst, bereits ihren Arm in den seinen geschoben und ließ sich von ihm mit dem liebenswürdigsten Lächeln dem Ausgang zuführen. Lutz folgte mit Grit Stüwe, die dann an der hier so geschickt inszenierten Komödie Gefallen zu finden schien. Den Beschluß machten Elise Marschner und Heinz Torsten, der seine übernommenen Pflichten als Vereinspropagandist in sträflicher Weise vernachlässigte und von dem Vorhandensein eines Heiratsprojektes zwischen Grit Stüwe und Anton Eggebrecht scheinbar gar keine Ahnung mehr hatte.

(Fortsetzung folgt).

Der blutende Stein von Kangasala.

Von Dr. Erwin Stranitz.

Dies ist auch eines der Wunder Gottes: Kangasala, schönstes Märchen im fennländischen Finnland, prächtig im Klang seines Namens, herrlich in seiner Lage zwischen blauschimmernden Seen, tiefdunklen Wäldern, romantisch in seiner Geschichte...

Ich komme von Tampere, dem „Manchester“ Finnlands, seinen dröhnenden Fabriken, tosenden Wassern und stampfenden Turbinen, plötzlich aber ist aller Lärm zu Ende, Stille wächst um mich empor, von den Felsen steigt betäubend schwerer Duft auf und die Menschen, die eben noch um mich waren, sind nicht mehr. Ich schreite in die Einsamkeit, männshoch aufgeschossene zartrosa Weidenröschen betränken die verlassenen Straßen, Erdbeeren erfüllen die Sonnseite des Weges, doch niemand kommt, der die prallen Früchte pflückt. Unter rauschenden Tannen führt mich mein Weg dahin, ich nütze die ausladenden Dächer der Kiefern gegen die Sonne und freue mich des sanften Schwingens der Birkenblätter. Vogelschrei dringt von fern her an mein Ohr, in die geloderte Erde stürzen ein paar geschäftige Dohlen.

Jetzt beginnen kleine Häuschen meinen Sandpfad zu säumen, alle sind sie frisch gestrichen und sehen aus, wie eben aus einer Spielzeugschachtel hervorgeholt. Kangasala, das Kirchdorf, rückt heran und schon werden auch die Seen sichtbar, blauweiß glänzen ihre weiten Flächen wie Augen des Herrn aus dem Dunkel der Hügelrücken, die sie mit ihren Wäldern säumen. Das Land neigt und hebt sich, was vor Jahrtausenden, als das Eis noch über ganz Finnland lagerte, sich am Stein zu Gletschermoränen zusammenballte, ist nun bemoopte Flanke zwischen fischreichen Wassern und Straße der Menschen.

In einer nilgrünen Bucht lassen ein paar flachsblonde Finnen kleine Segelboote treiben, aus einem blendend weißen Holzhaus bringt gedämpfte Musik, — alles an Leben, was ich bemerkte. Sonst kreuzt niemand den Weg, ich betrete den Ort, doch ich finde keine Leute auf der Straße, — ich öffne die Tür zu einer Buchhandlung, um einige Karten zu erwerben, — sie steht leer und die Geldkasse im Pult offen, man könnte alles nehmen, niemand sähe es, denn es ist niemand da.

So schreite ich allein weiter, der schönen alten Kirche zu, deren erster Steinbau in seinem Blodenturm ein ungeheures Kreuz eingebuchtet trägt und im obersten Teil zwei große Holztüren aufweist, die geradewegs in die Ewigkeit zu führen scheinen. Denn wer sie öffnet, betritt keine Balustrade, sondern sieht in das Blau des Himmels hinein. Zu meinen Füßen aber breitet sich der ehrwürdige Gottesacker, — noch heute letzte Ruhestätte all jener, denen hier zu leben und zu sterben gegönnt ist. Mächtige Gräben und kleine Gräber lagern nebeneinander, alle reich mit Blumen geschmückt, — bloß ein einziges unter ihnen ohne jedezier. Doch über den fast schon versunkenen Hügel ragt ein mächtiges Holzkreuz, von einer Dornenkrone umgeben. Kein Name ist hier zu finden, keine Jahreszahl. Und niemand sagt mir, was für ein Schicksal sich unter seiner Last birgt. Nur an eines gemahnt es unablässig: an Kangasalas Vergangenheit.

Denn dieser kleine Ort, fremd geworden der großen Welt, Erholungsplatz nur für wenige, die um das Geheimnis eines zauberhaften Seins wissen, spielte einst in der Geschichte eine große Rolle. Nicht bloß zur Russenzeit, als Kaiser Alexander I., der Finnland liebte, hierherkam und sich von einem eigens für ihn erbauten Aussichtsturm die Schönheit des Reiches zeigen ließ, sodas man heute noch den Berg mit seiner Birkenallee Kaiserinharju, „Kaiserberg“, nennt, — nicht nur in den Tagen Gustav III. von Schweden, der, ebenfalls Finnland bereisend, auf dem Höhenrücken von Kangasala, als er die elf Seen seiner Nachbarschaft schaute, ausgerufen haben soll: „Wahrlich, hier muß es gewesen sein, wo der Teufel unseren Herrn versuchte, als er ihm die Herrlichkeit der Welt zeigte!“, — sondern von den Zeiten der Urfinnen an, als jene Morast in Weidland und Bruchwald in reiches Ackerland wandelten und nicht fern von Kangasala Luksiala stand, der Königshof im Nordauslauf des Roineesee, — Luksiala, dessen Mauern heute noch zu sehen sind zwischen den blinkenden Wassern seiner Umgebung.

In Luksiala war es, wo Karin Mansdotter, einst ein einfaches Soldatenkind, später Gemahlin König Erik XIV. von Schweden, ihre letzten Lebensjahre verbrachte, unglücklich geworden um der Liebe zu ihrem Gemahl willen, den sein eigener Bruder Johann vom Juli 1570 bis zum August 1571 im Schloß von Åbo (Turku) gefangen hielt (und noch heute zeigt man in der Kirche von Kangasala nebst einer schönen, zierratreichen alten Kanzel aus dem Jahre 1661 und einem in der Sakristei verwahrten Gemälde „Anbetung des Jesuskindes durch die Weisen aus dem Morgenlande“ die Porträts Karls XII., Karin Mansdotters und deren Tochter Sigrid); und in Kangasala erlitt auch noch

eine zweite Karin, unschuldig wie ihre große Namensschwester, tiefstes Leid für tiefste Liebe.

Es war in den Tagen, da Luksiala noch mächtig war, trohendes Schloß und Burg der einflussreichsten Vasallen schwedischen Königums. Als noch schwere Kämpfe tobten zwischen den hellen Nordlandsvölkern und den dunklen Russen, Varen noch in den Wäldern haften, die Pferde der Edlen prunkendes Geschirr trugen, die Ritter kostbare Rüstungen und deren Frauen Gewänder aus Seide und Samt. Man raubte den Feinden Schmut und edles Gerät, trank aus getriebenen Pokalen schweren Wein und wenn ein Jüngling mannbar wurde, holte er sich ein Weib von anderen Königstigen, damit es denen ebenbürtig wäre, die von Luksiala aus Land und Leute beherrschten.

Doch einmal wuchs ein Sohn diesem Geschlechte heran, der von der alten Sitte der Werbung unter Edlen nichts wissen wollte. Denn er hatte ein Mädchen erpäht, das ihm liebender schien als die schönste Königstochter, deren goldiges Gelock ihm heller erglänzte als die Sonne der sommerlichen Witternachtsstunden, deren bezaubernder Mund rot erglänzte wie purpurner Mohn und deren Kuß süßer schmeckte, als die honigfarbene Muurain-Beere, die nur in Finnland gedeiht, in seinen Sümpfen und Mooren und deren Güte man weit über die Grenzen des Reiches lobt.

Karin hieß das blendend schöne Mädchen, entstammte einer Familie von Hörigen und um ihrtrüben vergaß der Junker seinen Pagenbienst am Königshof, ließ er die Freuden der väterlichen Tafel und eilte zu der Geliebten, so oft es nur anging. Seine Leidenschaft blieb jedoch nicht verborgen, bald erregte sie den Unwillen seiner Sippe und einmal, als der ganze Hofstaat in die Wälder ritt, Karin die Königin kommen sah und eben Blumen, die sie in ihren Händen hielt, mit gebeugtem Knie der Herrin darboten wollte, als Zeichen ihrer Ergebenheit, da erkannte ein Vetter des Junkers die Maid und um seinem Verwandten Schimpf und Spott anzutun, stieß er das Mädchen so unsanft von der Königin zurück, daß es stürzte und in den Staub fiel.

Der Junker sah dies, Grimm verfinsterte sein Gesicht, schon sprang er vom Pferd, eilte auf Karin zu, hob sie auf und wuschte mit den feinen Spitzen seines Staatskleides den Staub vom blütenartigen Antlitze der Geliebten. Dann nahm er sie auf sein Ross und ritt mit ihr davon, bis zum Pfarrprobst von Kangasala und zwang jenen mit dem Schwert in der Hand, die Trauung zu vollziehen zwischen Karin und ihm, damit sie sogleich sein Eheweib werde und niemand ihr künftig solche Schmach antun könne wie jene, die sie eben erlebt und erlitten.

Allein der Junker unterschätzte die Macht seines Geschlechtes. Noch herrschte auf Luksiala sein Großvater und alle Lastraft der Sippe vereinigte sich in seinen rauen Händen. Für ihn, dessen Stolz durch die Ehe seines Enkels mit einer Hörigen am tiefsten getroffen worden war, stand es fest, daß nicht reine Liebe Karin und den Junker aneinanderbanden, sondern böser Zauber, — Zauber, den die Tochter des Hörigen gepronnen und heimtückisch über den schönen Jüngling geworfen, damit er in seiner Verblendung nicht mehr wisse, wie er zu handeln habe. Und wenn der Junker sein junges Weib auch in seine eigene Truhburg am Roineesee brachte und sie dort sicher wähnte, — eines Tages, als ihn des Königs Wort zu neuem Streit wider die Russen rief, mußte er doch von ihnen und Karin, die Vielgeliebte, unter dem Schutz bloß weniger Mannen zurücklassen.

Dies mußte der Herr von Luksiala mit schlaudem Bedacht. Rasch rüstete er ein Heer, zog gegen die Feste am Roineesee und übermannte deren schwache Besatzung. Seine Leute schleiften die Mauern, Karin jedoch, die eben in stiller Freude nahem Muttertum entgegen sah, wurde gefangen genommen und dem Henker übergeben. Denn daß sie eine Zauberin sei, stand auch für das Gericht fest, das der Alte von Luksiala beherrschte. Und so half Karin weder ihr Weinen, noch ihr Ruf aus der Nacht des finsternen Kerkers. Der Herr von Luksiala blieb unerbittlich und der Henker schien ohne Herz.

Und es wurde der Tag bestimmt, an dem die wunder schöne Karin auf dem Marktplatz von Kangasala gerichtet werden sollte, öffentlich, damit ein jeder sehen könne, wie böse Zaubererei verdiente Strafe fände. Schon tönte über die blinkenden Wasser des Sees ein Karin wohlvertrautes Horn, das Horn des Gatten, der aus der Schlacht gegen die Russen heimkehrte, allein es klang nicht mehr zur Rettung. Der Henker beugte ihr goldumflutetes Haupt auf den Nichtstein und nur noch einmal vermochte sie zu beteuern, daß sie schuldlos sei wie der Stein unter ihrem Kopfe. „Und wie ich jezt bluten werde“, rief Karin, „so soll auch der Stein bluten durch alle Zeit zum Zeichen meiner Unschuld und Eurer Schuld!“ Dann kante des Hentes Weil herab, das rote Blut der wunderlieblichen Karin färbte auch den Stein von Kangasala blutig rot, doch es rann von ihm nicht ab, sondern er saugte es in sich ein und immerdar, selbst heute noch, wenn Regen ihn benetzt, dann bringen aus seinem Innern rote Tropfen hervor, dann blutet er wie einst die Maid blutete und bezeugt deren Reinheit.

Der blutende Stein von Kangasala wurde in die Außenwand der Kirche eingemauert. Jeder, der auf der Landstraße des Weges

kommt, sieht ihn vor sich. Er ist wie ein Wunder geblieben durch die Jahrhunderte und viele Gelehrte, die ihn bereits besuchten, konnten das Wesen seines Geheimnisses bis heute noch nicht wissenschaftlich ergründen. Für den Ungläubigen bleibt er ein geologisches Rätsel, den Gläubigen und Frommen aber prägt er die Geschichte der schönen Karin in ihre Herzen und zeigt, daß bisweilen sogar Steine milder zu sein vermögen als Menschen.

Karambolage.

Von Effi Horn.

Zwei Autos fahren die Straße entlang. Voraus eine dunkelgrüne Taze, hinterher ein graues Kabriolett, an dessen Steuer eine Dame sitzt. Das Kabriolett will die Taze überholen, im Augenblick, als dessen Lenker den Wunsch hat, zu wenden. In der letzten Sekunde, als die Räder schon weit in der Fahrbahn stehen, juckt der rote Pfeil des Richtungsanzeigers an der Taze nach links. Das Kabriolett bremst mit quietschenden Bremsen und knirschenden Rädern. Einen Meter vor der grünen Taze. Der junge, blonde Chauffeur des Tazameters macht eine Arm-bewegung, die von der Lenkerin des Kabrioletts als Aufforderung zur Weiterfahrt angesehen wird. Beide Autos fahren zu gleicher Zeit erneut an, beide halten nochmals mit quietschenden Bremsen und knirschenden Rädern, diesmal in einem Abstand von nur dreißig Zentimeter.

Die Dame wartet wortlos, bis die Taze den Weg frei gibt. Der Chauffeur bleibt jedoch vorerst noch halb quer über der Straße stehen, hängt mit dem Oberkörper weit aus seinem Wagen, so daß er mit der Hand ein wenig auf den Kühler des Kabrioletts trommeln kann und schreit, laut, eindringlich und mit schöpferischer Liebe seine Worte wählend: „Du Dotschen, mistige, ausgschamte, kannst net seh'n, daß i umkehr — host soane Augen, fahrst du führer-scheinfrei, du Malesizkramp'n, laß dir halt an Radruttsch (Roller) lausa von deiner Mama, bald net Autofahr'n kost, du Schwafterin. — Die größt Karambolasch hatt ma ham lenna, mit solchener Heugeig'n, die an Gashebel mit der Brems verwechselt — de größt Karambolasch!“

Er rattert allmählich auf die andere Seite, seine freundlichen Worte gehen unter im Straßenlärm. Sanft zieht das Kabriolett der Dame weg.

Am Abend des nächsten Tages geht die gleiche junge Dame rasch an eine Autodroshkenhaltestelle, gibt die Absicht kund, in den ersten der dort haltenden Wagen zu steigen, erkennt plötzlich in dem eifrig die Tür öffnenden Chauffeur ihren lebenswürdigen Gegner vom Vortag, kehrt um und wendet sich dem nächsten Wagen zu.

„Wenns bittschön den ersten Wagen nehmen wollten, Fräulein“, sagt der verlassene Chauffeur mit schöner Beherrschung. Sie lacht. „Nein“, erwidert sie freundlich, „gestern haben Sie mich alles geheißt von der „Dotschen“ bis zur „Malesizkramp'n“ — und heut sollt ich mit Ihnen fahren? Nein — —“

„Dotschen? —“ fragt der junge Chauffeur erstaunt. „I? — Ihnen? — — Ja, was sollt dös sein? —“ „Ich weiß nicht“, meint sie, „aber gestern haben Sie's schon gewußt. —“

Er kann sich nicht fassen. „Dotschen? — I hätt' Dotschen g'sagt? — Ja, des is ja gar net mein Ausdruck — lenna S' frag'n, wen S' woll'n. Kann sei, daß i Ihnen erlucht hab, daß mi vorbeilassen — net, aber höflich, versteht sich höflich — Dotschen — ja wie lenna Sie denn so was denk'n —“

Die junge Dame muß lachen, steigt ein, läßt sich ans Theater fahren! Beim Aussteigen nickt ihr der blonde Chauffeur noch besonders freundlich zu, steckt das Trinkgeld ein und sagt: „Jetzt denka S' aber nimmer so schlecht von mir — heut hätt' ma bald a Karambolasch g'habt deswegen, net? — A andersmal wieder, Fräulein.“

Der Chauffeur kehrt auf Umwegen zu seinem Standplatz zurück. Einer der andern, der den Vorfall miterlebt hat, fragt ihn blinzelnd: „Was hätt' denn die g'wollt, die ganz ander?“

„Reig'fahren wär S' mir gestern bald, und jetzt hätt' S' aufdrahn woll'n“, erwidert der blonde Chauffeur aufrichtig und herzlich. „No, i hab's ihr richtig g'sagt, und so war i ganz nett. Aber fahr'n halt, waßt, fahr'n tuat de — da muß ma grad staun'n. Da muß man schon energisch werd'n bei dene Kramp'n, dene zammazupfte, wo selber fahr'n woll'n. Und unfereins hängt nachher drin, wennst a Karambolasch hast, mit so ara Dotschen, so ara damischen!“

Federmann.

Von Hans Niebau.

Waschmaschinen.

Federmann ist Vertreter einer Waschmaschinenfabrik. Federmann besucht die Leute, von denen er glaubt, daß sie Waschmaschinen kaufen.

„Sehen Sie“, sagt er zu Frau Konarzke, „bei mir kaufen Sie günstiger als irgendwo sonst. Wenn Sie eine Waschmaschine von mir beziehen, nehme ich Ihre alte Maschine anstandslos in Zahlung.“

„Ich habe gar keine alte Waschmaschine“, juckt Frau Konarzke die Achseln.

„Aber ich bitte Sie“, wird da Federmann ungeduldig. „Wenn es weiter nichts ist: Die kann ich Ihnen sofort besorgen.“

Musikverständnis.

Federmann ist eingeladen. Fräulein Antoinette sitzt am Flügel und spielt. Plötzlich macht sie eine Pause.

„Sind Sie musikalisch?“ fragt sie.

„Und ob“, sagt Federmann.

„Wissen Sie“, fragt Fräulein Antoinette weiter, und ihre Finger gleiten leise über die Tasten, „was ich jetzt spiele?“

Federmann guckt auf die Finger und auf die Tasten. „Ja“, flüstert er dann, „Klavier.“

Beweis.

Federmann steht vor Gericht. „Sie haben behauptet“, sagt der Richter, „Sie hätten dem Kläger nur scherzhaft ein paar leichte Schläge versetzt. Der Kläger aber behauptet, und er ist bereit, das zu beschwören, daß Sie ihn minutenlang aufs schwerste mißhandelt haben.“

„Die Aussagen des Klägers sind offenbar erlogen“, steht da Federmann auf. „Wie kann er behaupten, ich hätte ihn minutenlang mißhandelt, wo er schon nach dem ersten Schlag bewußtlos wurde?“

Sitze.

Federmann und Müde machen eine Landpartie. Es ist sehr heiß, Federmann zieht seinen Rock aus, und Müde wischt sich den Schweiß von der Stirn. „Ich halte es bald nicht mehr aus“, flüstert er.

„Das ist noch garnichts“, sagt Federmann, „wenn ich noch an den Sommer 1921 denke, da hatten wir 41 Grad im Schatten.“

„Na, na“, lächelt Müde, „41 Grad? Celsius oder Réaumur?“

„Unfinn“, sagt Federmann, „S i z e!“

Tee.

Federmann betritt den Laden. „Ein Pfund Tee“, sagt er.

„Wir haben 15 verschiedene Sorten“, lächelt der Verkäufer. „Wünschen Sie russischen Tee, Ceylon-Tee, grünen Tee, ostfriesischen —?“

„Ich weiß nicht recht“, überlegt Federmann; „aber es soll ein Geschenk für eine Dame sein. Was halten Sie von Five o'clock-Tee?“

Blumensprache.

Federmann steht an der Fensterbank und begiebt Blumen. Plötzlich aber — er weiß selbst nicht, wie es kommt — beugt er sich zu weit vor, und ein Blumentopf fällt, genau 5 Zentimeter neben einem älteren Herrn, hinunter.

„Unerhört!“ ruft der ältere Herr und droht mit dem Stod, „was fällt Ihnen ein? Das ist eine ausgesuchte Infamie!“

„Aber nein“, ruft Federmann zurück und guckt nach dem Topf und nach der Blume, die da unten auf der Straße liegt, „das ist eine Geranie!“

Die Telefonnummer.

Federmann kommt, um zwei Uhr nachts und von Kaltheuths Geburtstagsfeier, nach Hause. Wie er sich auszieht, steht er: In seinem Taschentuch ist ein Knoten.

Federmann überlegt und überlegt, und schließlich fällt es ihm ein. „Die Telefonnummer“, murmelt er, und dann geht er an den Apparat und ruft Müde an.

Müde, aus dem besten Schlaf geweckt, meldet sich. „Was ist denn los?“ sagt er. „Was willst Du mitten in der Nacht von mir?“

„Entschuldige“, ruft Federmann, „aber sonst hätte ich es womöglich wieder vergessen: Ich wollte Dich nur fragen, welche Telefonnummer Du eigentlich hast.“